

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 27 (1937)
Heft: 28

Rubrik: Weltwochenschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ging ihm langsam besser. Morgen durfte er wieder mit den andern zur Frühmesse in die Klosterkirche.

Als der Tag fahl anbrach, wankte er schwach und elend hinaus. Seine dunklen Augen schienen noch größer geworden, noch durchgeistigter. Sein Antlitz zeigte die Spuren überstandener, schwerer Krankheit, und wie er vor dem Altar auf den Steinfliesen lag, wußte man nicht, ob ein Toter oder Lebendiger bete, so starr und schmerzhaft schien die kleine, unscheinbare Gestalt. —

Der Frühling kam ins Land. Im Klostergarten blühten goldgelbe Mimosen und erfüllten alles mit ihrem Wohlgeruch. Glutrote Kamelien schimmerten durch das Dunkel des Lorbeers und der Tulpen schneeweiße Kelche lagen wie Vögel auf den glänzenden Blättern. Der Frühling jauchzte durch das sonnen-trunkene Land und brachte auch Serafino neue Kraft und frischen Lebensmut. —

Wieder zog sich wie eine schwarze Schlange der Zug der Klosterschüler durch die lichtfrohe, sonnenschimmernde Landschaft. Inmitten der andern schritt neugenesenes Serafino mit hellen Augen, denn es ging ja dem Häuschen im Garten am See entgegen!

Sein junges Herz klopfte. Erwartungsvoll blickten seine Augen empor, halb Angst, halb Sehnsucht verratend. Immer näher kam die munter plaudernde Schar dem kleinen, verschwiegenen Garten, in dessen Mitte das stille Häuschen lag. Die Schwarzkörbe trabten dahin, denn in alle war der Frühling gefahren, der sein junges Lied in ihre Seelen harfte. Serafino spähte und schaute. — Kein blondes Engelsköpfchen zeigte sich am Fenster. Die Läden waren geschlossen, das Haus schien verlassen und unbewohnt.

Serafino starrte still vor sich hin. Sollte er weinen, oder sollte er sich freuen? — Er wußte es kaum. Aber aus seiner Brust rang sich ein Dankgebet, denn die Gottesmutter hatte seine Bitten erhört. Die Versuchung war von ihm gewichen. Ruhig konnte er mit den andern den Spaziergang vollenden. —

Als er kurze Zeit später am Altar in der Kirche lag, entzündete er eine selbstgestiftete, geweihte Kerze neben dem Muttergottesbild, sah lange träumend in die flackernde Flamme. Darauf verneigte er sich demütig vor dem Allerheiligen und am Abend legte er sich müde zu Bett und schlief traumlos fest und lange, denn keine bittere Reue hatte sein reines, keusches Kinderherz befeckt.

Weltwochenschau

Schuldentilgungsplan

Der verstorbene Volkswirtschaftler Dick in Basel wies einmal nach, daß in den europäischen Staaten jedesmal eine wirtschaftliche Krise ausbrach, wenn der Staat in größerm Umfang Schulden zurückbezahlte. Warum? Vater Staat warf Kapitalien auf den Markt, und das just zu einer Zeit, wo die privaten Ersparnisse selbst gewaltig stiegen, mitten in der Wirtschaftsblüte . . . denn ohne eine solche konnte ja der Staat auch nichts sparen und zurückbezahlen. Dick war der Ansicht, man müsse Mittel finden, um entweder die „Schuldentürme“ der Staaten gefahrlos wachsen zu lassen oder Kapitalien im selben Masse aufzulösen und in Konsumkräfte zu wandeln, wie der Staat seine Schulden tilge. Sicher ist dies: Bei Kapitalüberfluß weiß der Sparer nicht mehr, wo anlegen, und pumpt der Staat einmal nicht mehr, will er nur noch amortisieren, dann ist es der Sparer, der sich in den Haaren kratzt, und es ist ihm nur dann gleichgültig, wenn er als Steuerzahler entsprechend entlastet wird.

Nun steht auch der Bund vor der Aufgabe, seine Finanzen endlich in Ordnung zu bringen und die seit 1914 gewaltig gewachsenen und als anormal betrachteten Schulden zu verkleinern, das heißt, eine gewaltige Zahl von Millionen den Bürgern wieder zur Verfügung zu stellen: Da, legt sie bitte anders-

wo an! Zu einem „endgültigen“ Finanzprogramm ist man freilich im Bundeshaus nicht gekommen . . . noch nicht! Man muß studieren, und vielleicht auch noch die politische Konstellation abwarten. Wenn die Freisinnigen, die soeben eine „gemilderte Resolution Stucki“ als Vorschlag des Vorstandes herausgegeben, sich einigen und am Ende mit den Richtlinien zusammenspannen, ohne die Mitarbeit der Konservativen zu verschmerzen . . . das ergäbe eine ganz neue Sachlage. Eine viel breitere Basis für den Bundesrat, ein viel stärkeres Brett, um darauf das Gebäude der Finanzierung abzustellen! Wozu sich heute schon festlegen, wenn vielleicht anno 38 schon Gewerkschafter und Angestellte die volle Verantwortung für den Schuldentilgungsplan übernehmen helfen, in der Hoffnung, dadurch wieder von den verstärkten Bundesmitteln profitieren, die Pensionskassen, die Witwen- und Waisenhilfe in ihrem frühern Umfang wieder herzustellen? Wenn der Bund weniger Zinsen zu zahlen hat, wird er ja doch wieder sozialer sein und hierin mehr leisten können!

Wieviel werden wir „schuldig sein“? Der Bericht des Bundesrates bestimmt einen Moment, wo man alles zusammenzählen und zu tilgen beginnen werde: Passivsaldo der Bundeskasse Ende 38: 1150 Millionen, SB-Schulden, die der Bund übernimmt 535 Millionen, Privatbahnschulden dergleichen 120, Fehlbetrag der Personalversicherungskassen 600 Millionen, dazu noch 120 Millionen aus den Jahren 33, (Rückschläge), insgesamt 2540 Millionen. Tilgung in 40 Jahren wieviel pro Jahr, wenn man die 4% Verzinsung der Gesamtsumme bis zum letzten Tilgungsjahr in gleicher Höhe bestehen läßt? Der Leser rechne. Und stelle sich vor, daß z. B. im Jahre 1979 in der privaten Wirtschaft der Schweiz 2540 Millionen neu investiert sein werden, wemns nämlich geht!

Am Geduldfaden

Die europäische Lage hängt gegenwärtig am Faden der Schuld Englands und Frankreichs. Die Diktatoren sehen das sprichwörtlich dünne Ding einer schweren Belastungsprobe nach der andern aus. Vielleicht muß man ihnen zugut halten, daß sie sich in der Entwicklung getäuscht haben und die bedrohlichen Konsequenzen ihres Spiels nicht überschauen. Sollten sie das aber nicht getan haben, sollten die Zumutungen an die Westmächte Absicht gewesen sein, dann ist anzunehmen, daß sie einen Versuch unternahmen, zu sehen, wie weit man sich ohne Gefahr vorwagen dürfe.

Als sich Rom und Berlin von der Seekontrolle zurückgezogen hatten, ergriffen Paris und London im Nichteinmischungsausschuß die Initiative und schlugen vor, die Küstenüberwachung der britischen und französischen Flotte allein zu übertragen, damit nicht weiterhin rote Flieger oder U-Boote die deutschen Kreuzer belästigen könnten. Deutsche und italienische oder neutrale Beobachter sollten dabei auf den französischen und britischen Schiffen anwesend sein. Alle Mitglieder des Nichteinmischungsausschusses stimmten zu. Und da im Ausschuß ganz Europa vertreten ist, standen Hitler und Mussolini vor einem gesamteuropäisch gutgeheißenen Plane. Nahmen sie an, gab es keine Möglichkeit mehr für die Roten in Spanien, die Ehre der fascistischen Mächte zu beleidigen, wenigstens nicht mehr mit Torpedos und Fliegerbomben. Es sei denn, die Beobachtungsoffiziere der Diktaturmächte würden auf britischen oder französischen Schiffen getroffen. Was gab es da Einfacheres, als Ja zu sagen! Umfomehr, als man sich ja selbst aus der Kontrolle zurückgezogen.

Aber Berlin und Rom w o l l t e n nicht ja sagen. Deswegen waren sie ja nicht aus dem Spiel gegangen. Ihr Plan war gewesen, das ganze Kontrollsystem zu sprengen und endlich ungehindert nach Franco-Spanien liefern zu können, was sie wollten. Truppen, Kanonen, Bomben, Flugzeuge. Die Kontrolle verhinderte trotz aller Lücken den hemmungslosen

Schmuggel. Wer geglaubt hatte, sie sei sinnlos, sah jetzt, daß Blum und Eden doch richtig kalkuliert hatten. Also mußte die Kontrolle weg! Und nun machten sich die Westmächte an, sie noch zu verstärken und in völlig eigene Hand zu nehmen! Wer garantierte, daß damit kein großzügiger russischer Schmuggel nach Valencia eröffnet wurde? Wenn hier statt „Deutschland“ und „Leipzig“ nun republikanische und demokratische Kreuzer aus dem Westen hin und herfuhr?

Also machten Hitler und Mussolini einen Gegenanschlag. Die Seekontrolle sei überhaupt aufzuheben. Nur noch die Landgrenzen seien international zu überwachen, also die Pyrenäen und die Grenzstriche Portugals. Beiden spanischen Parteien sei dabei das Recht kriegführender Parteien zuzusprechen. Das hieß, daß Franco ebenso wie Azana ihre Flotten auf offenem Meer fremde Schiffe nach Konterbande durchsuchen durften, um das gegnerische „halbe Land“ zu blockieren. Von da bis zur ungehemmten Unterstützung der Francoflotte durch die faschistischen Freunde würde nur noch ein kleiner Schritt gewesen sein.

Der deutsch-italienische Vorschlag weckte plötzlich die schlafenden Demokratien aus ihrer unruhigen Träumerei. Die Presse beider Länder schrieb mit seltener Einstimmigkeit ihr „Genug“ und die Regierungen bezogen Position. „Unannehmbar“, klang es aus Paris und London. Beide sprachen aus, was gerade das „linke“ Frankreich seit einem Jahr behauptet hatte: Die Freunde Francos wünschen nicht nur, ihm offen zu helfen und zu diesem Zwecke den Kontrollplan zu zerschlagen, sie wollen Franco helfen, um sich in Spanien und seinen Inseln und Kolonien festzusetzen. Damit würden die Seeverbindungen Frankreichs mit Nordafrika gefährdet. Und die britischen Verbindungen mit Indien gerieten sozusagen unter italienisches Feuer. Frankreichs beste Armeeteile, die afrikanischen, von Marseille abschneiden, die Engländer aus dem westlichen Mittelmeer vertreiben und ihnen die arabische Welt abjagen, das will Mussolini. Das fördert Hitler, der hofft, die Engländer möchten das Gruseln lernen und endlich ernsthafte Kolonialangebote machen oder den deutschen Drang nach Osten anerkennen.

Aus Paris konnte man unverhüllt hören, die Westmächte könnten ihre spanischen Ansichten ändern. England drückt sich vorsichtiger aus. Lord Eden ließ Franco wissen, daß man in London auch bereit wäre, die faschistischen Freunde vertreiben zu helfen, falls sie sich zu breit machen wollten. England, so sagte Eden, „will nichts als die unverfälschte Unabhängigkeit des ganzen spanischen Gebietes“ und „Freundschaft mit Spanien, welche Regierung es sich auch gebe“. Beide Parteien wüßten das. Damit hat es der spanische Diktator gehört. Die Engländer haben ihn nicht aufgegeben, aber sie wollen nicht, daß er ein Vasall seiner Freunde in Rom und Berlin werde. Siegt er bald, so ist er freundlich eingeladen, sich mit London zu verständigen. Er wird London nötig haben.

Die Frage steht nun offen, ob Frankreich die Kontrolle an seiner Landgrenze aufhebt und der Valenciaregierung das Material, das ihr offenbar fehlt, zukommen läßt. Es wird dahin kommen, wenn die Diktatoren auf der Sprengung der Kontrolle bestehen. Wahrscheinlicher ist aber, daß doch eine internationale Seekontrolle, auch ohne deutsch-italienische Zustimmung, weiter besteht, die vielleicht energischer als bisher den Schmuggel für Franco unterbindet.

Die Gründe für die Selbsttäuschung der Diktatoren bestehen in diesem Moment schon nicht mehr: Das französische Kabinett Chautemps wurde nicht, wie sie hofften, von Unruhen begrüßt. Auch das Feuerlein im fernem Osten, der russisch-japanische Zusammenstoß am Amur ist schon wieder gelöscht und geschlichtet, die Eindrücke des Mißtrauens und Schreckens, welche die Moskauer Erschießungen hinterlassen, verblasen. Vor allem sind die Westmächte fest geblieben. Mit De Valeras Sieg in Irland sind auch die interventionslüsternen Elemente der grünen Insel endgültig lahmgelagt. Alles wie vorher. . .

—an—

Kleine Umschau

Heute sind Gottlob die Tage der Unsicherheit und Nervosität vorüber und ich könnte mich nun, wenn ich schon vorher nichts prophezeien wollte, getrost auf's Kommentieren einlassen, warum es nun eben so kommen mußte, wie es gekommen ist. Denn die meisten hatten sich das Ding anders vorgestellt. Selbst die größten Optimisten und Pessimisten erwarteten nur ein kleines Plus, resp. Minus aus der Urne herausfließen zu sehen und selbst die Parteibonzen beiderlei Richtung dachten nicht an ein so entschiedenes Resultat. Aber auch das Kommentieren ist immerhin eine heikle Geschichte, obwohl die Allgemeinheit davon überzeugt ist, daß eigentlich die „Richtlinienbewegung“ durchgefallen ist und keine der Parteien. Die, welche die Richtlinienbewegung als Banner benützte, mußte natürlich mit dem Banner mitfallen, denn wenn der Purpur fällt, fällt auch der Herzog mit.

Mir, für meine Person ist es ja ganz lieb, daß es so gekommen ist, wie es kam, wenn ich mich aber auch nach Richtlinien bewegt hätte, würde ich wohl jetzt genau so dastehen, wie die arme Frau im Schulaussatz einer meiner kleinen Freundinnen. Das kleine Fräulein erzählte dort nämlich: „Kopflos starrte die arme Frau ins Wasser, als ihr der Wind den Hut vom Kopfe gerissen und in die Mare geweht hatte.“ Wenn übrigens dieses Unglück während der „Fahnenweihe“ unserer braven Pontoniere passiert wäre, dann wäre wohl sofort einer der galanten Pontoniere nachgefahren, hätte den Hut aufgefischt und ihn der kopflosen Besitzerin mit dem Stachel ans Ufer gereicht. Und dabei hätte der Hut vielleicht sogar noch eine ganz neue Fassung bekommen und wäre vielleicht noch der Schöpfer eines ganz neuen Damenhutmodells: „Claque à la Stachel“ geworden. Und diese gemischtsprachige Bezeichnung hätte dann vielleicht auch den Graben zwischen Welsch und Deutsch in der Damenmode überbrückt. Um aber nun bei der Fahnenweihe zu bleiben, bei der dominierte Bärndütsch und Bärnertracht. Und ohne irgendwie den nichtgetrachteten und getrachteten weiblichen Wesen auch nur im geringsten nahe-treten zu wollen, muß ich eingestehen, daß mir die, vielleicht noch allzujugendliche, — aber das bessert ja von Tag zu Tag, — Fahnenjungfrau der damals noch ungetauften neuen Fahne am meisten imponierte. Anfangs vermutete ich, ihr Stolz gelte zum größten Teil ihrem rechenhaften Bannerträger, aber als der Fahnenritter dann später in der Gesangssektion mitmachte und dem kleinen Fräulein das Banner mittlererweile ganz in Obhut gab, da schloß sie das eingerollte Banner so energisch in die Patzschändchen und blickte so kühn in die Runde, daß ich wohl niemanden geraten hätte, ihr das Banner aus der Hand zu nehmen. Ich glaube, sie hätte den Frevler eigenzählig totgebissen. Als sie dann nach dem Gesang das Banner wieder in die treuen Fäuste ihres Recken gelegt hatte, da wurden ihre Züge wieder weich und warm und sie selber wurde aus der Walsküre wieder zum bildhübschen kleinen Mädchlein. Aber so stolz wie dieses Mädchlein auf ihr Banner war, so stolz möchte ich auch gern einmal im Leben auf irgend etwas gewesen sein, ich glaube, das hielte dann an bis in die Ewigkeit.

Als übrigens am Samstag nachmittag die Pontoniere ihre Wettfahrten auf der bewimpelten Mare absolvierten, da sportelten durch den Zaun getrennt am Sportplatz ein paar Gymnastikerinnen. Und da spielten die, die gerade nicht an der Tour waren gegenseitig Zaungast. Die Gymnastikerinnen trainierten sich im Kugelfstoßen und da war ein langbeiniges Sportmädlein in kurzen schwarzen Höschen darunter, das mit seinen vollschlanken Beinen vor dem Schleudern der Kugel, wirklich hohelegante Kurven mit dem schlanken Bein durch die Luft zeichnete, um in den richtigen Schwung zu kommen. Und da meinte mein Pontonierzuanachbar freundlich lächelnd: „Ds Schönste dabei ist das Scheicheschwinge.“ Und er hatte gar nicht so unrecht.

Die Pontoniere stehen aber jedenfalls hoch in Gunst beim heiligen Petrus, wenn er auch, so viel ich weiß, nur der Patron